Einheimische Tees.

Infolge des ständigen Steigens der Preise für chinesischen, japanischen und sonstigen asiatischen Tee ist gerade jetzt im Frühjahr für die weitesten Kreise der Bevölkerung ein Hinweis darauf von Interesse, daß es zahlreiche einheimische Tees gibt, die im Haushalte anstelle von asiatischen Tee Verwendung finden können. Vorerdings sehr den in Betracht kommenden einheimischen Tees das Alkaloid Thein (Coffein), jedoch liefern sie braunbare und gesundheitlich einwandfreie Getränke, die schon seit altersher in Europa genossen und hier erst allmählich immer mehr und mehr durch den asiatischen Tee verdrängt worden sind. Im allgemeinen pflegt man übrigens den im Haushalte als Familiengetränk bestimmten chinesischen Tee nicht so stark herzustellen, daß die Alkaloidwirkung eine erhebliche Rolle spielen könnte. Die Zubereitung der einheimischen Tees entspricht der des chinesischen Tees.

Als einheimische Tees kommen vornehmlich die jungen getrockneten und alsdann zerkleinerten (geschnittenen) Blätter der Erdbeere, Brombeere, Himbeere, Heidelbeere, Moosbeere, Kronsbeere, Preiselbeere, schwarzen Johannisbeere, Himbeere, Stachelbeere, Kirsche, Birke, Ulme, Pfeife und Eberesche sowie des Schwarz- oder Schafdorns und Weidenröschens in Betracht.

Es hängt vom Geschmack des einzelnen ab, welchen Blättern er den Vorzug geben will. Bei der erheblichen Ausmacht wird jeder, der in der gegenwärtigen Zeit anstelle des sehr teuren asiatischen Tees ganz oder teilweise billigen einheimischen Tee verwenden möchte, schon ein ihm zusagendes Gemisch herausfinden. Es muß jedoch bemerkt werden, daß sämtliche Familiengetränke solche Tees zu verwenden, die als Arzneimittel besondere Wirkungen auszuüben vermögen, wie z. B. Lindenblütenwee und Fliedertee.

Die genannten einheimischen Tees werden zum Teil noch in Apotheken und Drogengeschäften geführt. Ein Erlaß des Ministers des Innern an die Regierungspräsidenten bezeichnet es als erwünscht, daß auch der Drogen- und Kleinhandel dem Einsammeln, Trocknen und Vertrieb der als Genußmittel in Betracht kommenden einheimischen Tees alsbald besondere Beachtung schenken möge, zumal es der Bevölkerung nur dann Tees möglich ist, sich selbst derartige Tees zu sammeln.

Alte Brotrezepte für Teuerungszeiten.

Auch frühere Jahrhunderte waren in Zeiten der Teuerung auf Streckung des Brotgetreides angewiesen, wie sie uns während des Krieges mit Hilfe der Kartoffeln, des Kartoffelmehls und Walzmehls gelingt. Da diese Zutaten jedoch unseren Vorfahren nicht zur Verfügung standen, mußten Kleiefel und Rüben ihnen die entsprechenden Dienste leisten. Zwei derartige Backvorschriften sind uns durch ein um das Jahr 1570 entstandenes landwirtschaftliches Lehrbuch „Haushaltung im Vorwerken" überliefert, welches vor einigen Jahren bei Teubner in Leipzig neu herausgegeben wurde. In dem ersten Artikel, „wie man in teuerungszeiten ümblich gut brod von epfeln backen soll", wird geraten, einen Scheffel Mehl einzusäuern und danach ebenfalls getrocknete Aepfel, deren Kerne entfernt worden sind, in Wasser zu sieden, ohne daß sie allzu weich oder mußig werden. Die im Mörser zerstoßenen oder durch ein Sieb gerührten Aepfel solle man alsdann wohl salzen, unter den Teig kneten und diese gut durchgearbeitete Masse gehen und backen lassen, nur müsse man den Teig etwas mehr säuern, als sonsten gebräuchlich. Daraus wird dann ein „zimblich ehbar, tauerhaftig und gesundlich brod." Nach dem zweiten Verfahren nimmt man zu einem halben Scheffel Mehl ebensoviel Gescheide und würflig geschnittene Rüben, die in heißem Wasser bald gar gekocht werden müssen, doch so, daß sie weiß bleiben. Man läßt sie abkalten, trocknen und bis auf die Temperatur des Wassers abkühlen, das man zum Anfeuern des Teiges gebraucht. Sind die Rüben vorbereitet, so daß nunmehr keine Stücke zu finden sind, so mengt man das Mehl darunter, „wie man ufl den andern sonst einen teig einzumachen pfleget", und verfährt danach ganz so, wie beim üblichen Brotbacken. „So ist es bereitet und ein köstlich brod", versichert der Verfasser, „und wird aus einem Scheffel Mehl und Rüben fast soviel Brot, als aus einem ganzen Scheffel Mehls." Vielleicht käme es nur auf einen Versuch an, um diese offenbar erprobten Rezepte unserer Vorfahren zu neuen Ehren zu bringen und so unseren wirtschaftlichen Verteidigungskampf durch ein paar neue Waffen zu stärken.

Neutrale Mode und Kriegskleider in Paris.

Die Pariser Mode hat durch den Krieg eine höchst merkwürdige Spaltung erfahren. Einerseits kann das französische Publikum sich gegenwärtig nicht die im Frieden üblichen, ebenso auffallenden wie kostspieligen Kleider leisten, andererseits wollen die großen französischen Mode-Häuser nicht ganz auf ihre früheren Gewinne verzichten. Darum gibt es zwei voneinander scharf abgegrenzte Modrichtungen: eine Mode für die Neutralen und eine Mode für die Kriegführenden. Die neutrale Mode weist die üblichen kostbaren Gesellschaftskleider auf. Kleider für Gartenfeste, für Galaopernabende usw. Für diese Kleider findet auch wertvolles Material, wie Spitzen und Seiden, Verwendung. Die Abendkleider zeigen viel Tüll und Chiffon und sind vorzüglich in Schwarz und Weiß gehalten; auch Gold- und Silberstickerei wird vielfach als Schmuck verwendet. Ganz anders sieht es mit der „Kriegsmode" aus, mit der die Französinnen und die in Paris einkaufenden Engländerinnen sich begnügen müssen. Hier findet man, wie die „Times" bemerkt, längst nichts mehr von dem Glanz der alten Tage. Neuerdings werden wieder ganz einfache, möglichst glatte Schneiderkleider eingeführt. Auch in Falten herabfallende Kleider aus einfacher Seide mit einem losen Gürtel sind für die bescheiden gewordene französische Kriegsmode charakteristisch. Die „Times" erblickt von einem Sieg der Franzosen bei Verdun eine Freudenstimmung, die auch die Kriegsmode wieder üppiger und farbiger zu gestalten vermöchte. Man muß zugeben, daß das Blatt wirklich viel von Verdun verlangt!

Männer und Frauen in Zahlen.

Das frauenreichste Land Europas ist Portugal, wo auf je 1000 Männer 1107 Frauen kommen. An zweiter Stelle marschiert Norwegen mit 1076 Frauen auf je 1000 Männer. Nach der Reihenfolge des Frauenreichtums ordnen sich alsdann die europäischen Länder und Staaten folgendermaßen: Island 1074, Dänemark 1061, Spanien 1055, Schweden sowie Großbritannien und Irland 1045, Frankreich 1034, die Schweiz 1031, Deutschland 1026, Oesterreich-Ungarn 1023, Rußland 1021, die Niederlande 1016, Belgien 1013, Finnland 1012 und Italien 1010. Es ergibt sich aus dieser Zusammenstellung, daß im ganzen und großen die Frauen in Europa in der Ueberzahl sind. Doch gibt es immerhin eine Anzahl von Ländern, die sich rühmen können, mehr Männer als Frauen zu haben. Dorthin sollte Land, das an männerreichsten genannt werden muß — oder wenigstens vor seiner Katastrophe genannt werden mußte — ist Serbien, wo auf 1000 Männer 1048 Frauen kommen. In Bulgarien gibt es 966, in Rumänien 968 und in Griechenland 986 auf je 1000 Männer. — Der größten Anzahl der Ehescheließungen kann sich Ungarn rühmen, wo auf 10 000 Einwohner über 85 Ehescheließungen entfallen. Hier ist die Reihenfolge der europäischen Staaten die folgende: Rumänien 86, Belgien 81, Frankreich 80, Deutschland 79, England 78, die Niederlande 77, Italien 76, Portugal 74, Dänemark und Oesterreich 73, Spanien 71, Schweden 69, Norwegen 62, Schweden 60, Irland 53 und Serbien 41 Ehescheließungen auf je 10 000 Einwohner.

Deutscher Frauenstimmrechtbund.

Am 15. und 16. April fand in Frankfurt a. M. die erste Beratung des Deutschen Frauenstimmrechtsbundes statt, der als linker Flügel der deutschen Frauenstimmrechtsbewegung in seinen Satzungen die Forderung des allgemeinen, gleichen und geheimen und direkten sowie aktiven und passiven Wahlrechtes für alle Frauen aufstellt. Eine große Anzahl Delegierter aus allen Teilen des Reiches nahm daran teil. Ein geschäftlicher und politischer über die deutsche Frauenstimmrechtsbewegung leitete die Tagung ein. Nachdem Satzungsänderungen und Erweiterungen vorgenommen waren, wurden die Aufgaben des Frauenstimmrechts nach dem Kriege erörtert. Es wurden eine Kommission eingesetzt, eine Reichspetitions-Kommission, eine Pressekommission, eine Finanz- und eine Propagandakommission. Ferner wurde beschlossen, durch Resolutionen die Einführung des Frauenstimmrechtsbundes zum nächsten Deutschtag und zur Bevölkerungspolitik zum Austrag zu bringen.

Der englische Dienstbotenmangel.

Das ununterbrochene Klagelied der „Daily Mail" über den sich immer bedrohlicher gestaltenden Dienstbotenmangel in England enthüllt nachgerade groteske Zustände. Die Hotels und die in London so zahlreichen Boardinghäuser (Pensionen) können kaum noch die Schar Gäste fassen, die durch den Dienstbotenmangel aus ihren Wohnungen getrieben wurden. Doch auch dieser Ausweg erwies sich als unmöglich, da man damit nur vom Regen in die Traufe kam. Die umfangreiche Heranziehung der Frauen zur Arbeit in den Kriegsverwaltungen hat die Zustände auf die Spitze getrieben. Ueberall nehmen Mädchen und Frauen die Stellungen ein, die früher von Männern bekleidet wurden. Das Stubenmädchen von einst ist heute Kellnerin in einem Gasthaus der City. Die Kindermädchen haben eine Uniform angezogen und fahren auf den Motoromnibussen als Schaffnerinnen. Und selbst jene weiblichen Angestellten, die noch nicht von der Regierung zur Kriegsarbeit aufgefordert wurden, geben freiwillig ihre frühere Tätigkeit auf, da sie von den in den Kriegsfabriken gezahlten Löhnen ein Einkommen angelockt werden. Darum wurde man durch die Not dazu getrieben, anstelle der jungen Mädchen und Frauen alte Männer mit weiblichen Arbeiten zu beschäftigen. Selbst in den Hotels ist die Bedienung dieser Art verändert worden, und anstelle der Stubenmädchen, die früher die Zimmer aufräumten, erblickt man jetzt alte Männer bei dieser Arbeit.

Mutterschulen gegen die Säuglingssterblichkeit.

Dieser Tage hat in Charlottenburg im Kaiserin-Augusta-Viktoria-Hause zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reiche ein Kursus für Mütter und Mädchen begonnen, in dem alles das theoretisch und praktisch gelegt wird, was eine Frau von der Pflege und Ernährung der Säuglinge wissen muß.

Die Lehrerin als Kriegsvertreterin.

Wie der preußische Unterrichtsminister bei der Haushaltsberatung im Landtag feststellte, sind in Preußen an höheren Knabenschulen gegenwärtig 411 Lehrerinnen als Kriegsvertreterinnen tätig, die sich außerordentlich gut bewährt haben. Bei Kriegsaushruch wurden in den Volksschulen etwa 3000 Lehrerinnen neu eingestellt, um die entstandenen Lücken auszufüllen.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 17:
„Osten, Ostern".

An unsere Rätsellöser!

Wir haben so viele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser an dieser Stelle zu veröffentlichen. Wir verteilen aber diesmal außer dem bereits angezeigten Buche noch eine weitere Prämie an die Rätsellöser, nämlich: **In der goldenen Ferienzeit von Cl. Sprengel.**

Prämie 1: Aus dem Füllhorn der deutschen Musica,
entliet auf Margarete Dürre, hier.

Prämie 2: In der goldenen Ferienzeit,
entliet auf Marg. Fischer, Werderthau.

Tauschrätsel.

Haus, Hund, Mais, Stern, Miene, Fall, Brei, Alge, Hast, Reiher, Arche, Anker, Reue, Zank, Eimer, Heim, Heim.

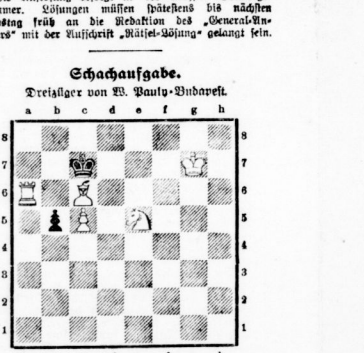
Von jedem Wort ist durch Umtausch eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein anderes bekanntes Hauptwort zu bilden, jedoch derart, daß die neu eingefügten Buchstaben im Zusammenhang eine moderne, im gegenwärtigen Krieg einen Deutschland mit besonderem Erfolg verwendete Waffe bezeichnen.

Prämie: Das Buch der Tierwelt von Lackowitz.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Dreizüger von W. Pauly-Budapest.



Weiß. G+9

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 16.
Vierzüger von Dr. H. v. Gottschall.

1. b3—b3	1. Th5 n. b6
2. Se3—g4+	2. f5 n. g4
3. Tg6—g5 +	3. Beliebig.
4. Lb6—d8, Lb6—e3 matt.	

Auf 2. . . ., Ke5 n. d5 folgt 3. c3—c4+ usw.; A) auf 1. . . ., Ke5—f4 (La8—b7) 2. Se3—c4, Lb8—a7 3. Lb6—c3+ usw.; B) auf 1. . . ., beliebig 2. Tg6—e6+, Ke5—f4 3. Se3—g2+ usw.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Knaut, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Ernst Tiester, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 18 | **Halle, Sonntag, den 30. April** | **1916**

Das Glück, kein Reiter wird's erjagen,
Es ist nicht dort und ist nicht hier;
Lern' überwinden, lern entsagen,
Und ungeahnt erblüht es dir.

Fontane.

Ebbe Wulfs Jung.

Skizze von Hans Fr. Blunck.

Thies Möller, der Wattenarbeiter, packte langsam Draht und Axt zusammen, hing die dicken gelbgeschälten Pfähle, die er von der Arbeit übrig behalten hatte, über die Schultern und sah noch einmal prüfend über die ausgebesserten Buhnen, die in dunklen Streifen weit über den graubraunen Schlick liefen. Dann holte er behächtig seine kurze Pfeife aus der Rocktasche, stopfte sie, rieb ein Streichholz an und sah einen Augenblick aufmerksam in die hell aufflackernde Flamme in seiner hohlen Hand. Als die Pfeife brannte, wandte er sich und stampfte mit schweren Schritten durchs Watt dem Deiche zu, der fern wie eine lange dunkle Wolke vor dem Lande lag.

Vom Meere, das in grauen Strichen fern unter der Kimmung lauerte, wehten durstige Frühlingsluft, herb noch, doch lenzfroh und jung wie flügge Möwen.

Thies Möller fühlte den seltsamen Wind, der so warm um seine Stirn strich, und leise Fühlte er sein Blut, das in schweren Strömen aufstieg und in den Schläfen pochte und hämmerte. Und Thies Möller sann und wunderte sich über die Möven, die wild über den Watten kreisten, als könnten sie nicht ruhen vor dem neuen Lenz und wunderten sich über den Wind und seine Unruhe.

Er hob den Kopf und starrte hoch in den Himmel, als suchte er den seltsamen Geist, der ihn erfüllte, und müßte ihn sehen und greifen können; aber da fuhren nur weiße Wolken unter grauen Fängen. Die waren wie spielende Kinder, und der West pfiff sein Tanzlied dazu. Da ward der Mann die Wolke von der Schulter, blieb stehen und reckte sich auf, als wollte er dem Winde drohen. Aber der spottete nur, warf losen Sand und Seemos über seine Füße und griff ihm durch die Haare, bis Thies Möller nachdenklich den Kopf schüttelte und gebückt über die graue Einöde schaute.

Ein einsamer, versonnener Mann war der Arbeiter. Einsam wie sein Werk mitten in der braunen, unendlichen Weite. Ein paar Fischerfrauen, die mit ihren hohen Kiepen morgens am Priehl*) entlang wanderten, und die Wasser, die täglich stiegen und fielen, waren seine einzigen Nachbarn geblieben. Still und in sich gekehrt und doch voll heimlichem Staunen und Sehnen lebte er dahin, grübelte er über das weite Watt, seine Brandung und seine Unendlichkeit.

Thies Möller schrak auf. Vom Priehl war ein helles Lachen zu ihm herübergedrungen. Scheu blickte er sich um und sah Ebbe Wulfs Jung und hinter ihm Fritz Lassen, die mutterseelenallein nach Brunskoog liefen.

Er drohte ihnen. „Wo wullt hen?"

„To Huus!" lachte Hans Wulf und sprang wie ein Wiesel mit nackten Füßen durch Pfützen und Rinnen, daß der Größere Mühe hatte zu folgen.

„Buß op, Hans, de Tide kimmt!" (Die Flut kommt), rief der Arbeiter warnend, aber der Junge war längst vorbei und wirbelte im Laufen mit beiden Armen durch die Luft, als spielte er mit dem Winde.

Da packte Thies Möller sein Arbeitszeug und stapfte mit schweren Stiefeln weiter durch Schlick und Sand, ward den Kopf hoch, als wollte er etwas abschütteln, und fühlte doch, wie sich seine Sinne langsam mit friedloser Unrast erfüllten.

Ebbe Wulfs Jung! Thies Möllers Gedanken flogen zehn Jahre zurück, damals, als er als junger Bursche zu den Soldaten sollte. Zwanzig Jahre mag er gewesen sein, und Ebbe Wulf war achtzehn. Und Thies Möller und Ebbe Wulf waren ausgemacht im Dorf bei den Leuten, und jeder dachte, daß es ein schwerer Abschied würde. Aber die Leute hatten zuviel gesprochen und zuviel geneckt, und keiner von beiden wollte dem andern das erste ernste Wort geben und ihm zeigen, wie lieb er ihm sei. So gingen sie stolz aneinander vorbei und suchten sich und wollten sich doch nicht finden, wochenlang.

Am letzten Abend erst, als Thies Möller noch einmal allein auf dem Deich entlang gegangen war und weithin der Abend bunte Fahnen schwenkte über dem grauen Meer, war die Sehnsucht über ihn gekommen wie eine alles ertränkende Flut, und ihm war gewesen, als könnte er nicht leben da draußen ohne Hoffnung auf Ebbe Wulf.

Da war er umgekehrt, als liefe er um sein Leben, und war mit keuchendem Atem zu später Zeit vor ihr Haus gekommen. Und Maren Wulf, Ebbes Mutter, empfing ihn wie einen Brautwerber, hochmütig und doch freundlich. Aber in der Stube hatte ein anderer gesessen, ein Seemann, der mit Karsten Wulf von Hamburg gekommen war. Der erzählte von Fahrten und Schiffen, von fremden Ländern und Meeren, bis Ebbe Wulfs Augen glänzten und sie Thies Möller anlachte: „Siehst du, wenn du auch so einer wärest!" Da war er trotzig und still geworden und hatte mit verkniffenem Mund zugehört, wie der andere erzählte, bis es Mitternacht wurde und Thies Möller Abschied nahm.

Ebbe Wulf hatte ihn hinausgebracht bis vor die Tür und hatte ihn angesehen und wohl auf ein Wort aus seinem Mund gewartet; aber der Bursche hatte gefühlt, als sähe das ganze Dorf auf den Fremden und ihn, und als spotteten sie und sähen ihn an wie vorhin Ebbe Wulf: „Wenn du wärest wie der!" Und Thies Möller hatte ihre Hand warm in der seinen gefühlt und hat doch kein Wort gesagt und war hochmütig und stolz auf seinen Trotz in die Welt gegangen. —

*) Kleiner Wasserlauf.

Gedenktage der Woche.

30. April 1777 * Der Mathematiker Gauß in Braunschweig († 1855).
1895 † Gustav Freytag in Wiesbaden († 1816).
1913 † Der Germanist Erich Schmidt in Berlin († 1853).

1. Mai 1218 * Rudolf von Habsburg († 1291).
1873 † Der Afrikareisende Livingstone in Afrika († 1813).
1904 † Der Komponist Dvorak in Prag († 1841).

2. Mai 1519 † Leonardo da Vinci in Frankreich († 1452).
1813 Die Preußen unter Yorck erstürmen Halle. Scharnhorsts tödliche Verwundung bei Großgörschen.
1864 † Meyerbeer in Paris († 1791).
1899 † Eduard v. Simson in Berlin († 1810).
1915 Durchbruch bei Gorlice unter Mackensen.

3. Mai 1660 Friede zu Oliva: Selbständigkeit des Herzogtums Preußen.
1849 † Max Schneckenburger, Dichter der Wacht am Rhein, in Burgdorf bei Bern.

4. Mai 1521 Luther auf die Wartburg gebracht.
1915 Italien kündigt den Dreibund.

5. Mai 1821 † Napoleon I. auf St. Helena († 1769).
1896 † Der Naturforscher Karl Vogt in Genf († 1817).
1915 Die dritte Linie der Russen in Westgalizien durchbrochen.

6. Mai 1859 † Alexander v. Humboldt († 1769).
1882 * Kronprinz Wilhelm in Potsdam.
1904 † Franz v. Lenbach in München.
1910 † Eduard VII. in London.
1915 Deutsche und Oesterreicher erobern den Dukspaß.

Der Wattenarbeiter schritt schwer über den Schlick. Aus Rillen und Lachen wuchs das Wasser heimlich unter ihm, als strömte es aus der Erde empor. Möven segelten hoch, und ihr verwunschener König schrie ungesühnt vor Neid und Qual. Ein warmer Regen trieb im West, der pfeifend in tausend Böen vom Meer auffuhr.

Thies Möller dachte an die Jahre.

Ebbe Wulf war verheiratet, als er wiederkam und hatte ihn angesehen wie einen Fremden, so lange war er fortgewesen, und so müde kam es zurück. Da war sein Trotz tiefer gegangen, bis ins Herz, und er war noch einmal hinausgegangen in die Welt. Und Ebbe Wulf war Wittfrau, als es wiederkam, und der Junge spielte um ihre Knie. Aber der Trotz war der alte geblieben bei beiden. Sie grüßten sich kaum und sahen sich feindselig an, wenn sie sich trafen.

Und doch hatte Thies Möller einmal nachgeben müssen. Das war damals gewesen, als er seine Stellung als Fischerknecht in Brunskoog aufgab und jenseits der Bucht Wattenarbeiter wurde. Es war müde geworden, täglich zu kämpfen, und hatte zugegriffen, als er eine Stunde weiterziehen durfte, um er Ebben hatte vor Ebbe Wulf. Nur heute lief Hans Wulf vor ihm übers Watt.

Der Regen rieselte sacht in seinem Staub zu Boden. In die Wolken war der West gefahren und zerrte sie wie Segel im Wind. Es war, als hörte man ihr unruhiges Reißen und Knattern, als packten riesige Fäuste in ihre Schoten, und als klänge halbverwehte Rufe im Wind.

Da brach langsam ein gelber Lichterschein vom Meer. Die Tropfen begannen zu blinken, wie splitternde Steine zu fallen. Eine riesige Lohe schlug dunkelrot auf im Westen und verbrämte Watt und Lachen mit brennenden Farben. Die Wolken schienen tief zu sinken, wurden dunkel und starben die Sonne und ließen rötliche Nebel zur Erde fallen.

Thies Möller sah sich um und wunderte sich, daß der Abend der gleiche war wie damals, als er auf seiner Heimat sollte. Und er vergaß die Zeit, die verronnen war, und lief mit seinen Gedanken noch einmal durch den dämmernden Abend über den Deich zu Ebbe Wulfs Haus. Der führte durch Nebel, als die Sonne gesunken war, durch Schwaden, die von der Böschung gegen ihn krochen, mit weißen Gesichtern drohten und sich an ihm klammerten, als müßte er sie alle mit tragen auf seinem Weg.

Aber damals war er jung gewesen und hatte gepfottet über den Nebel.

Thies Möller reckte sich plötzlich hoch auf, drehte sich um und starrte mit weiten Augen über das Watt. Die Sonne war gesunken, und fern vom Meere krochen braunbunte Wolken auf. Eine frösteln Kälte zog vor dem Abend her, und wie aus unsichtbaren Reichen zogen ringsum in dünnen Fäden und Schleiern Nebel über das Watt.

Da sah er Fritz Lassen, der unruhig am Priehl entlang dem Lande zustrebte. Einen einzigen Augenblick starrte der Arbeiter über die Weite. Dann brach ein gurgelnder Ton: „De Jung" aus seinem Mund, und in wenigen Schritten war er am Wasser.

„Wo neem is Hans?" schrie er den Burschen an. Der blickte ängstlich auf. „It weet ni. He is alleen wiber lopen."

Thies Möller sah den andern besinnungslos an, dann fuhr eine zitternde Angst in ihm auf. Mit einem Ruck wandte er sich, setzte in langen Sprüngen am Priehl entlang über Rinnen und Lachen und rannte atemlos in das weite, braune Watt hinaus, dahin, wo er Hans Wulf zuletzt gesehen hatte. Das Wasser wuchs unter ihm und schob vom Priehl aus weiße Schaumstreifen über den gerifften Schlick. Der West sprang auf und schnob über die dunklen Flächen, als wollte er sie freipeitschen für seine steigende Flut. Möven flogen krächzend auf und suchten Schutz vor dem sinkenden Abend.

Thies Möller rannte, als gelte es sein Leben, rannte wie damals, als er hilfesuchend zu Ebbe Wulfs Haus über den Deich lief und die Rebell sich in seine Kleider krallten. Ihm fiel ein, daß der Donnpriel seit drei Tagen einen neuen Weg weiter ab von Brunskoog wühlte, tief und reißend war, daß kaum jemand sich darüber wagen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191604304/fragment/page=0001

durfte. Und er fühlte sich schuldig an dem Jung, der vor ihm über das Watt gelaufen war, als beinte er Priehl und Strand wie einer der Alten.

Seine hastenden Gedanken flogen weit voraus, umgaben das Kind, und ihm war, als sei es sein eigenes, das da draußen irgendwo in Todesängsten durch die wachsenden Lachen irrte.

Da teilte sich der Priel in den alten und neuen Arm. Einen Augenblick suchte Thies Möller am Boden. Dann fand er kleine Fußtapfen, die über die Sandbarre am neuen Strom entlangliefen.

Vom Meere kam langsam eine dichte Nebelwand. Die kroch heran wie ein fahles Tier ohne Augen, das tausendfach wogende Arme ausstreckte und mit ihnen Flut und Land zum und endlos umschlang. Die Möven flohen zum Land, und der Wind lag lautlos auf den Watten, als fürchte er sich. Schwer sank die Dämmerung und färbte die Fläche dunkel und der Nebel wurde braun, düsterbraun im letzten Leuchten.

Thies Möller irrte, tappte verzweifelt durch die wachsende Flut und suchte einen Weg durch den Nebel. Dann, als er am Priel mit knehendem Atem entlang gelaufen war, ohne jemand zu finden, blieb er plötzlich stehen und schrie laut vor Qual und Angst um Ebbe Wulfs Jung, daß es gellend über die Watten schallte und den Abend zerriß. Einen Augenblick horchte er lautlos und beugte sich vor, als müßte der Nebel Antwort bringen, und war, als hinge sein Leben an einem Zeichen. Als alles schwieg, reckte er sich noch einmal auf und schrie den Namen Ebbe Wulfs und ihres Kindes, als wollten seine Lungen bersten. Bis er von fern, jenseits des Priels, eine dünne Knabenstimme hörte, jämmerlich und verhalten, als wagte sie nicht, den Nebel zu wecken. Da sprang Thies Möller in die aufspritzende Flut, watete bis an die Brust durch die Wasser, stemmte sich und rang wild gegen die wehende Strömung, bis langsam der Boden stieg und in weite, überschwemmte Wattenfelder verlief. Noch einmal schrie Thies Möller auf; da war die Stimme des Knaben nahe, und aus dem dämmernden Nebel löste sich eine schlanke Gestalt.

„Thies, Thies!" Der Junge hing sich zitternd an ihn. Seine Gedanken bebten wie im Fieber, und willenlos ließ er sich auf den Arm nehmen.

Langsam suchte Thies Möller durch die Flut seinen Weg. Zwei alte, halbgefüllte Priele, die er quer durchschritt, gaben ihm die Richtung nach Brunskoog. Dann verlor sich wieder alles in einer wachsenden, einfarbenen Wasserfläche, in der er sich mühsam durchzuarbeiten versuchte. Aber der Nebel wurde dichter, braungelb, und das Wasser um seine Knie wurde unruhig, fing an, schaumige Wellen zu werfen, spritzte und gischte ringsum auf unter seinem Schritt. Thies Möllers Brust ging schwer, er keuchte und stöhnte, als brenne der Nebel in seinen Brust. Mitunter stolperte er, raffte sich wieder auf und suchte im Grau weithin nach Wesen und Händen, die ihm helfen könnten. Aber unbarmherzig quoll das Dämmern von allen Seiten auf ihn ein, und ihm war, als müßte er ersticken unter den dichten Leibern, die ihn rings umdrängten und sich schwer auf ihn und seine Last legten.

Da wuchs das Wasser wieder unter seinen Schritten. Ihm war, als neigte sich der Boden langsam und als griffe die Flut gierig und schadenfroh nach seiner Kehle. Thies Möller blieb stehen und schrie noch einmal laut auf, schrie den einen Namen um Hilfe, als müßte der ihn erlösen von seiner Not.

Der Junge auf seinem Arme strich mit zitternden Händen über seine Brust und griff nach seinen Backen, als wollte er die streicheln.

„Mudder, Mudder," sagte er leise und begann zu wimmern.

Thies Möller war, als dürfte er nicht vergehen, als dürfte Gott es nicht zulassen um des Jungen und des Weibes willen.

„Ik laß di ni, Jung!" sagte er und drückte seine Bürde fest an sich, und dann schrie er noch einmal die ein wundes Tier, das sich gegen den Tod wehrt: „Ebbe Wulf, Ebbe Wulf, to Help, to Help!"

Er horchte mit allen Sinnen durch den Nebel, als müßte fern eine Antwort kommen. Da hörte er, wie weit hinaus rechts der Schlepper, der beim Nebel keine Einfahrt fand, laut warnend schrie, und da wußte Thies Möller auf einmal, daß er auf dem rechten Wege war, daß vor ihm Brunskoog liegen mußte, und daß er mitten im verfandeten alten Priel war.

Und mit neuer Kraft beugte er sich und drängte gegen die Strömung, suchte er Halt in dem gleitenden Sand unter seinen Füßen und reckte den Leib aus dem Wasser, das gegen seine Brust stieg. Bis der Boden wieder zähe wurde und die Flut niedriger und aus dem Nebel ein zitterndes Feuer, das Lotsenfeuer von Brunskoog, auftauchte.

Da riß Thies Möller noch einmal das Kind an sich. Ihm war, als müßte er jubeln, laut aufjubeln, und lachend schrie er in den Nebel hinein: „Komm, Jung, nu wüllt wi to Mudder!"

Die Heimkehr des Sohnes.

Eine wahre Begebenheit.

Von Fritz Arens (z. Zt. im Felde).

Ich will hier eine kleine Geschichte erzählen, die vielleicht nicht ohne Eindruck ist, zumal man in unserer Zeit glaubt, von einem Schwinden des Gefühlslebens sprechen zu müssen. Eine ganz einfache Geschichte ist es, und doch hat sie mich stark ergriffen. Und meinen Kameraden, denen ich sie mitteilte, erging es ebenso.

Witwen.

Ich bin allein in lauer Frühlingsnacht,
Um mich verbirgt der Sonne gold'ne Pracht,
Ein leises Rauuen, wie ein Atemzug, —
Ein Vöglein nimmt zum Nest den eil'gen Flug.
Nun Stille rings, und ich — ich so allein —
Mir ist so bang, wird es nun stets so sein?
Ganz finster wird's, und um mich her nur Luft,
Des Blütensegens schwerer süßer Duft;
Und eine Träne fällt mir in den Schoß,
So ganz allein, der Witwe schweres Los.

Doch sieh', was kommt dort langsam durch die Nacht?
Gestalten sind's, ein Zug, — ganz leis' und sacht
Kommt näher er, doch traurig anzuschau'n,
Ein Zug von schwarzverhüllten, ernsten Frau'n.
„Komm zu uns her, tritt in den Kreis herein,
Wir sind wie Du, verlassen und allein.
Der unser Glück, uns Stab und Stütze war,
Wir brachten ihn dem Höchsten willig dar,
Dem Heiligsten, dem teuren Vaterland?
Komm zu uns nun, reich' mutig uns die Hand.
Vorbei ist uns'rer Liebe sel'ges Glück,
In tiefem Leide blieben wir zurück,
Doch nicht gebrochen, — nein — die deutsche Frau
Kennt ihren Weg, ist er auch steil und rauh.
Den Weg der Pflicht, beschreit' ihn mutig nun,
Für Frauenhände bleibt so viel zu tun.

Die Kinder, un'srer Liebe teures Pfand,
Zum Golen schlingen sie ein ew'ges Band;
Und heilig muß uns dies Vermächtnis sein:
Deutsch sie zu erziehen, tapfer, wahr und rein.
Und ist kein Seufzen, das dir ganz zu eigen,
O, folge uns, wir wollen es dir zeigen.
So manches Kind, einst auch von Lieb umgeben,
Und treu behütet, blieb allein im Leben.
Ihm weihe, deutsche Frau, nun deine Kraft,
Und wenn du's willst, wenn tapfer du geschafft,
Mick stille du, dann wird dein Weh sich lindern,
Du findest wieder dich in Deutschlands holden Kindern.
Wir brauchen ein Geschlecht, voll Mark und Mut,
Voll Tapferkeit und hell'ger Liebesglut".
Ein leises Rauschen, und ich war erwacht,
Die Sterne strahlten hell in dunkler Nacht!

Silvie Lorenz.

Ich stand eines Tages Posten in einem Bahnhof einer großen, von uns schon seit über Jahresfrist besetzten französischen Stadt. Wer Augen hat, zu sehen, der beobachtet auf einem solchen Posten allerhand. Die einlaufenden Züge bringen Tag und Nacht unausgesetzt Soldaten, die austauschende entführen sie. Woher kommen sie, wohin gehen sie? Einigen kann man es ansehen, welcher Zweck sie in den Bahnhof führt: die strahlenden Augen verraten, daß es auf Urlaub geht. Ab und zu sieht man auch Invaliden, die natürlich, da man auf einem Bahnhof doch sonst nur Heimgraue kennt, auffallen. So hatte ich eines Tages zwei Zivilisten zu kontrollieren. Ihre Pässe waren in Ordnung, und unter Begleitung einer Ordonnanz verschwanden sie bald in dem feldgrauen Gewühl. Am andern Morgen traf ich sie wieder. Da ich dienstfrei war, konnte ich mit ihnen ein Gespräch beginnen. Ich war ihnen auf vielerlei Wegen für die zu erfüllenden Formalitäten behilflich und fragte u. a.:

„Sie haben wohl eine Geschäftsreise vor, weil Sie schon wieder abreisen?" „Wir müssen nach Hause fahren, von wo wir einen Toten vom Schlachtfelde holen wollen."

„Einen Verwandten?" „Nein, wir sind Inhaber eines Beerdigungsgeschäftes."

„Ach so. Was kostet nur ein solcher Transport? Der ist doch keinesfalls billig!" „Nein. Der Transport stellt sich auf 1200—1300 Mark."

„Das ist anzunehmen. Es wird sich bei Ihrem Auftraggeber dennoch um eine immerhin gut situierte Person handeln." „Nein. Der Vater des Toten ist ein armer Bergmann aus dem Anhaltischen."

Als ich mein Erstaunen darüber ausdrückte, daß ein einfacher Bergmann die Kosten eines solch teuren Transportes daran wende, um seinen toten Sohn vom Schlachtfelde holen zu lassen, erzählten die beiden mir folgendes:

„Der Sohn ist mit 15 Jahren als Kellnerlehrling ins Ausland gegangen, nach Frankreich und England, und erst kurz vor Beginn des Krieges in die Heimat zurückgekehrt. Nun er vor einigen Tagen gefallen ist, bestand die Mutter darauf, den Sohn wiederhaben zu wollen. Das Geld stand ihnen zur Verfügung, denn der Sohn hatte seine Ersparnisse von einigen Tausend Mark seinen Eltern gegeben! Und das Geld war in Kriegsanleihen angelegt . . .

Als ich die Geschichte meinen Kameraden erzählte, wurden sie alle still. Elternliebe . . . Wir alle sahen die einfache Bergmannsfrau, den Vater im schlichten Arbeitskittel, wie sie den heimkehrenden Sohn empfangen. Und unsere Gedanken wanderten in die Ferne. Welches Schicksal steht uns selbst noch bevor? Wie wird sich unsere Heimkehr gestalten? Mancher von uns hat auch an seinen eigenen Sohn gedacht, der ebenfalls im Felde steht (unsere Wache besteht aus alten Landstürmern). Wir dachten noch lange an die beiden Eltern und den Sohn, bis uns neue Pflichten in die rauhe Wirklichkeit des Krieges zurückriefen.

Estländische Frühlingstage

Plauderei von Hedda v. Schmid.

Wenn es in Nordeuntschland mit Macht beginnt, Frühling zu werden, dann herrscht in Estland auf dem flachen Lande gewöhnlich noch „letzte Schlittenbahn". Frühmorgens, wenn die Sonne noch nicht gewirkt hat, fährt es sich wunderwoll im kleinen Einspännerschlittchen, einem sogenannten estnischen „Kelk" über die vereisten Heuschläge, wo die „Winterwege" durch Strohbündel, die man an hölzerne Pfähle, oder auch einfach an Baumäste oder Gebüsch gebunden hat, kenntlich sind. Der finnische Meerbusen ist bei Reval noch voller Treibeis, aber die Handelsdampfer sind — obwohl es dort noch früh im Jahr ist — bereits in dem, in Friedenszeiten stark besuchten Revaler Hafen angelangt. Die Linden, welche auf dem höchsten Punkt der alten wundervollen, ehedem zum deutschen Hanseverbunde gehörenden Stadt, die ehrwürdige Ritter- und Domkirche umragen, lispeln, im raschen Seewinde sich neigend, von kommenden Blütenträumen, und die Wandervögel beginnen einzutreffen. In den gegenwärtigen Kriegszeiten schaut der estländische Frühling ganz gewiß anders aus, wie sonst: der Handel dort ist gelähmt, Teuerung herrscht im Lande und die Kräfte, die sonst die Felder bestellten, verbluten sich in den Schützengräben der Dünafront und fand den Gefilden Verfaarbiens.

Ein estländischer Frühling in Friedenszeiten pflegte von einem eigenartigen Reiz zu sein, wie ein echt deutscher mutete er an. Ihrer geographischen Lage nach ist die nördlichste der drei baltischen Schwesterprovinzen — Estland — wohl echtrussischem Gebiet am nächsten benachbart — trotzdem hat sich auch diese Provinz, ebenso wie Livland und Kurland, ihr deutsches Wesen, so sehr die Russen auch es auszumerzen bestrebt sind, bewahrt. Dies äußert sich am deutlichsten in den kleinen Städten der Provinz und auf dem flachen Lande, und wer die estländischen Frühlingstage in ihrem vollen Zauber kennen lernen will, der wandere hinaus an den flachen Strand der Ostsee, oder dorthin, wo sich die Ufer des Baltischen Meeres zu malerischer bewaldeter Höhe erheben, der schaue nach den romantischen Burgruinen, in denen zerklüfteten Mauern sich junges Grün emporrecken, der schreite über ehemalige Schlachtfelder aus der deutschen Ordenszeit, oder segle zu den Inseln hinaus, die eine stille Welt für sich, aus dem Winterschlaf und nach ihrer Abperrung vom Festland durch Eis und Schnee nun wieder erwacht sind. Uralte Sagen schweben im linden Frühlingswind über Estlands steinige Flächen dahin — fast jeder Schritt dort geht auf historischem Boden.

Für den estnischen Bauer beginnt im Frühling sein eigentliches Leben. Der nordische lange Winter ist eine Ruhepause — das Arbeitsgerät wird während ihrer Dauer fertiggestellt und Hochzeiten werden gefeiert. Im Frühling, Sommer und Herbst ist keine Zeit, um Feste zu begehen. Der estnische Bauer gehört nicht zu den Verwöhnten dieser Erde. Seine Lebensansprüche sind bescheiden. Bis noch vor einigen Jahrzehnten hauste er fast ausschließlich in Rauchstuben, seine Hauptnahrung besteht aus gesäuerter Milch, die in kleinen hölzernen Tönnchen zur Arbeit mitgenommen wird, aus Roggenbrot und gesalzenen Strömlingen. Der Strömlingsfang ist in Estland eins der wichtigsten Dinge im Frühling. Man fährt, mit Proviant für ein paar Tage lang versehen, an den Strand, um Strömlinge, die bis zum nächsten Fang übers Jahr reichen sollen, einzukaufen. Jeder Bauer hat in jenen Tagen nur ein Interesse, nur einen Wunsch — möglichst gut und billig diesen wichtigen Einkauf zu besorgen. Auch von den Gutshöfen aus werden Gespanne mit leeren Strömlingstonnen an den Strand geschickt. Dort wartet man oft Tage lang auf günstigen Wind und guten Fang. In der Estländer Wiek gibt es auch noch einen besonderen Frühjahrssport — das Fischestechen auf der Lucht, d. h. auf den von der Ostsee bei Hochwasser überschwemmten Wiesen, wo zu Johanni das beste Heu gemäht wird. Zwischen den schmalen Schilfgassen — der sumpfige Boden am Strande dort ist mit hohem „Röth", eine Schilfart, bewachsen — gleiten die Fischerböte nach Eintritt der Dunkelheit dahin. An der Spitze des Bootes flammt auf eisernem Rost ein helles Feuer — die Lechte und Brechte, die von der Hochflut hierher in das flache Wasser verschlagen worden sind, verharren, vom Feuerschein wie hypnotisiert, unbeweglich, bis ein geschickter Harpunenstoß sie trifft.

Der St. Georgstag ist für die Leute auf dem Lande einer der wichtigsten Tage im Jahr; gewöhnlich beginnen alle Pacht- und Mietsverträge an diesem Datum. Infolgedessen sehen die estländischen Landstraßen, an deren Rändern im dichten Gebüsch auch noch Ende April mitunter Winterschnee liegt, am 23. des Monats recht bunt aus, weil Gutsknechte mit Weib und Kind und all' ihrer Habe von einer alten Stelle auf eine neue übersiedeln. Hinten am ratternden Wagen ist gewöhnlich die Milchkuh angebunden, zwischen dem Hausgerät, das sich übereinandertürmt, hocken friedlich die kleinsten Kinder der Familie mit Ferkeln und neugeborenen Lämmern zusammen. Hinterher trottet ein ist gutiger, völlig rassefoser Hund. Derartige Landstraßenidyllen gehören immer zum St. Georgstage.

Am frühlingsklaren Horizont ragt der Turm einer jener ehrwürdigen estländischen Landkirchen empor, die ihre eigene Geschichte haben, die jedoch mit der historischen Vergangenheit des Ländchens eng verknüpft ist, die wie Merksteinedes alten Deutschtums dastehen. Gar manche dieser Kirchen ist von Tatarenhorden, die unter Johann dem Schrecklichen wiederholt in Estland gewordet, gesengt und geraubt haben, zerstört, andere vom Blitz getroffen worden, aber immer wieder hat man sie aufgebaut, und unter ihren Altären, unter den Fliesen ihrer Hauptgänge ruhen die Gebeine tapferer deutscher Streiter, deutscher Herren und Kulturträger. Alte Küstern umstehen diese Gotteshäuser, Springen und Spiraen umsäumen die kleinen Friedhöfe mit den uralten Kapellen. — Herz und doch wiederum sind weit es von der See her über das flache Land. Die weißen schlanken Stämme der Birken, zwischen denen ein Bach dahinrieselt, schimmern im Abendschein wie das viele, viele Blut, das im Kampf der Völker um das Land hier vergossen worden ist . . . .

Das Herz des Jägers lacht, denn die Zeit der Schnepfen ist gekommen. Wer die ganze Poesie eines estländischen Espen- und Birkenmädchens kennen lernen will, der gehe dort auf den Schnepfenstand. Die Sonne ist gesunken — die schlafmüden Vogelstimmchen lassen sich nur noch vereinzelt hören — da kommt es durch die Lüfte heran — Schuß auf Schuß, der scheue Vogel des Sumpfes überschlägt sich und fällt in das vom geschmolzenen Schnee feuchte Waldmoos. Das frisch beackerte Feld dampft im Frühnebel, das Ochsengespann — Holsteiner Zucht — schreitet stetig dahin, der estnische Knecht schmaucht sein Pfeifchen und nimmt sich Zeit beim Wenden des Pfluges. Vom Gutshof her tönt der helle Klang der Frühstücksglocke. Dort breiten Birken ihre zartgrünen Schleier um eins jener behaglichen Gutshäuser, die voll echt baltischer Gastlichkeit ihre Türen immer weit aufzuspertren scheinen, in welchen sich deutsche Sitte und deutsche Art vom Urahn auf den Enkel vererbt haben. Manche unter diesen Gutshäusern sind während der Revolution (1905) zerstört worden, unter ihnen auch das alte Schloß Lohde mit seinem Burggraben und der Zugbrücke, wo zur Zeit der Zarin Katharina II. eine deutsche Prinzessin, halb als Gast, halb als Gefangene, geweilt hat. Um ihr Sterben schwebt der Schleier eines Geheimnisses, der niemals ganz gelüftet worden ist. In der Kirche zu Golbenbeck liegt die unglückliche Prinzessin bestattet. Vielleicht hat sie oft voller Sehnsucht in den Frühling hinausgeträumt, mancher heimliche Seufzer mag über die Schloßbrücke hinausgewandert sein zum fernen teuren Deutschland, dem Mutterlande aller Deutschen in dem kleinen nordischen Ländchen an der Küste der lächelnden, sonnigen Ostsee.

Wer einmal den Reiz estländischer Frühlingstage kennen gelernt hat, der wird ihn sicherlich niemals vergessen können, dem wird noch oft zu Sinn sein, als vernehme er den einlönigen Ruf der Rohrdommel vor der Lucht her — und den Schrei der wilden Gänse und Schwäne. Dem wird es im wachem Traum scheinen, als ging sein Blick über die Fläche mit den großen sagenumsponnenen Steinblöcken weit weit dahin, als läuteten die Glocken der alten, weißen, steinernen Kirchen über dem frühlingswonnigen Lande, wo das Deutschtum seit Jahrhunderten seine zeit mehr denn je durch Rußlands Haß bedrohte Stätte besitzt.

Irrtum verläßt uns nie,
Doch ziehet ein höher Bedürfnis
Immer den Irrenden hinaus mit
reise zur Wahrheit hinan.
Goethe.

Aus der Welt der Frau.

Schmähet, schmäht mir nicht die Jugend, wie sie auch sich laut verkündigt. O wie oft hat eure Tugend an der Menschheit still gesündigt!
Herwegh

Die Tomate.

Von Wilhelm Mütze, staatl. Diplomgartenmstr.
(Nachdruck verboten.)

Vielgerühmt und vielgeschmäht, hat sie sich einen der ersten Plätze in dem Anmarsch inländischer Gemüse zur Volksernährung gesichert. Wer hätte vor 20 Jahren bei dem Anblick der in Deutschland meist als Schmuckpflanze und in botanischen Gärten gezogenen Stauden gedacht, daß wir einmal ohne die Früchte des Tomatenstrauches gar nicht auskommen sollten. Denn sie ist tatsächlich in den meisten Haushaltungen schon unentbehrlich geworden. Nun hat sich während des Krieges ganz im stillen noch ein anderer Umschwung vollzogen: wir sind zu der Einsicht gelangt, daß wir weit bessere Tomaten haben, seitdem uns die italienische Zufuhr fehlt. Und das kam so. Heinrich Semler, der große deutsche Volkswirtschaftler — Amerika, hat bereits vor 30 Jahren behauptet, daß ein warmes Klima niemals eine Tomate für den feinschmecker hervorbringen könne. Er hat auch manchen Warnungsruf bezüglich der ausländischen Konkurrenz Deutschlands zu uns gelangen lassen und gesagt, das mittlere, nördliche und westliche Deutschland, ferner Dänemark müßten nach den amerikanischen Erfahrungen die feinsten Tomaten erzeugen können. Tatsächlich hat sich nun innerhalb zweier Jahre die dänische Exporttomate als Sorte die erste Stelle unter den für Massen- und Versandzwecken empfohlenen Sorten errungen.

Die Tomaten waren im letzten Sommer fast durchweg glatt, rund, fleischig, mittelgroß und von köstlichem Wohlgeschmack, und es soll mich doch einmal wundern, wenn nach dem Kriege noch eine Hausfrau die wässerigen, kernreichen, gerippten italienischen Tomaten kauft. Zum zweiten Male wird sie diese wohl nicht kaufen. Wir haben Semlers Behauptung erst während dieses Krieges zu Ehren gebracht. Haben auch ziemliche Mengen dänischer Tomaten gegessen. Aber der Deutsche ist findig, und es war mir eine aufrichtige Freude, daß ich mit meinen 20 Zentnern Tomaten (die ich von ½ Morgen erntete!!) das Richtige getroffen hatte, denn gleichzeitig mehrten die Berichte von Fachmännern, die Gemüsekulturen zur Volksernährung geleitet hatten, daß die dänische Exporttomate (als Sorte) nicht allein die höchsten Erträge gebracht habe, sondern auch am siebsten gekauft worden sei.

Nun soll es immer noch Nörgler geben, die sagen, wozu überhaupt diese Tomaten so gepriesen würden. Namentlich heute, denn sie seien doch kein Volksnahrungsmittel. Es muß eben auch Nörgler geben. Denn je mehr sie nörgeln, umsomehr werden wir unsere Kreise auf den Genuß dieser Frucht hingelenkt. Früher sagte man: „Salz und Brot macht die Wangen rot." Man wollte andeuten, daß die genügsamsten Menschen oft die gesündesten seien. Nicht etwa, Salz sei ein vorzügliches Nahrungsmittel. Es deutet aber auch an, daß diese genügsamen Menschen ihr Brot meist nur mit etwas Salz bestreuen konnten, um es so dem Gaumen angenehm zu machen. Viele wissen es noch, vielleicht gerade nicht aus ersten Zeiten, sondern aus glücklichen. Die Tomate sei also nur einmal dies, was in früheren Zeiten das Salz auf dem Brot des genügsamen Mannes war. Dann wäre schon ein Mißstand gefunden, darzutun, daß der moderne Mensch auch in dieser Hinsicht moderne Hilfsmittel gefunden hat. Und daß wir heute wissen, diese Tomaten, die noch vor wenigen Jahren als ein Gaumenkitzel des Reichen galten, sind in die breitesten Schichten der Bevölkerung gedrungen und überall beliebt geworden, muß doch einen Grund haben.

Gutes empfiehlt sich selbst.

Was nun die Kultur der Tomatenpflanze anbelangt, so ist sie ebenso leicht wie die einer anderen Gemüsepflanze. Frühe Tomaten muß man wie frühe Kohlpflanzen vorkultivieren.

In einem Blumentopf von 10—12 Zentimeter oberem Durchmesser, der mit lockerer, möglichst humoser Erde bereitet worden ist, wird gesät, wird, werden etwa 20 der flachen Samen sehr dicht gelegt, rund, feinfleischig, mittelroß und von köstlichem Wohlgeschmack, und es soll mich doch einmal wundern, wenn nach dem Kriege noch eine Hausfrau die wässerigen, kernreichen, gerippten italienischen Tomaten kauft. Zum zweiten Male wird sie diese wohl nicht kaufen. Wir haben Semlers Behauptung erst während dieses Krieges zu Ehren gebracht. Haben auch ziemliche Mengen dänischer Tomaten gegessen. Aber der Deutsche ist findig, und es war mir eine aufrichtige Freude, daß ich mit meinen 20 Zentnern Tomaten (die ich von ½ Morgen erntete!!) das Richtige getroffen hatte, denn gleichzeitig mehrten die Berichte von Fachmännern, die Gemüsekulturen zur Volksernährung geleitet hatten, daß die dänische Exporttomate (als Sorte) nicht allein die höchsten Erträge gebracht habe, sondern auch am siebsten gekauft worden sei.

Nun soll es immer noch Nörgler geben, die sagen, wozu überhaupt diese Tomaten so gepriesen würden. Namentlich heute, denn sie seien doch kein Volksnahrungsmittel. Es muß eben auch Nörgler geben. Denn je mehr sie nörgeln, umsomehr werden wir unsere Kreise auf den Genuß dieser Frucht hingelenkt. Früher sagte man: „Salz und Brot macht die Wangen rot." Man wollte andeuten, daß die genügsamsten Menschen oft die gesündesten seien. Nicht etwa, Salz sei ein vorzügliches Nahrungsmittel. Es deutet aber auch an, daß diese genügsamen Menschen ihr Brot meist nur mit etwas Salz bestreuen konnten, um es so dem Gaumen angenehm zu machen. Viele wissen es noch, vielleicht gerade nicht aus ersten Zeiten, sondern aus glücklichen. Die Tomate sei also nur einmal dies, was in früheren Zeiten das Salz auf dem Brot des genügsamen Mannes war. Dann wäre schon ein Mißstand gefunden, darzutun, daß der moderne Mensch auch in dieser Hinsicht moderne Hilfsmittel gefunden hat. Und daß wir heute wissen, diese Tomaten, die noch vor wenigen Jahren als ein Gaumenkitzel des Reichen galten, sind in die breitesten Schichten der Bevölkerung gedrungen und überall beliebt geworden, muß doch einen Grund haben.

Gutes empfiehlt sich selbst.

Was nun die Kultur der Tomatenpflanze anbelangt, so ist sie ebenso leicht wie die einer anderen Gemüsepflanze. Frühe Tomaten muß man wie frühe Kohlpflanzen vorkultivieren.

In einem Blumentopf von 10—12 Zentimeter oberem Durchmesser, der mit lockerer, möglichst humoser Erde bereitet worden ist, wird gesät, wird, werden etwa 20 der flachen Samen sehr dicht gelegt, rund, feinfleischig, mittelgroß und von köstlichem Wohlgeschmack, und es soll mich doch einmal wundern, wenn nach dem Kriege noch eine Hausfrau die wässerigen, kernreichen, gerippten italienischen Tomaten kauft. Zum zweiten Male wird sie diese wohl nicht kaufen. Wir haben Semlers Behauptung erst während dieses Krieges zu Ehren gebracht. Haben auch ziemliche Mengen dänischer Tomaten gegessen. Aber der Deutsche ist findig, und es war mir eine aufrichtige Freude, daß ich mit meinen 20 Zentnern Tomaten (die ich von ½ Morgen erntete!!) das Richtige getroffen hatte, denn gleichzeitig mehrten die Berichte von Fachmännern, die Gemüsekulturen zur Volksernährung geleitet hatten, daß die dänische Exporttomate (als Sorte) nicht allein die höchsten Erträge gebracht habe, sondern auch am siebsten gekauft worden sei.

Nun soll es immer noch Nörgler geben, die sagen, wozu überhaupt diese Tomaten so gepriesen würden. Namentlich heute, denn sie seien doch kein

Es darf überhaupt keine Wolfung eintreten. Dies erreicht man besonders gut, indem man nun über jedes Pflänzchen ein Wasserglas (oder Einmachglas) stülpt. Dadrinnen ist es feuchter und molliger. Am Verpflanztage und am nächsten Tage muß die Mittagssonne, wenn sie sehr einwirkt, von den Pflanzen abgehalten werden; etwa durch ein Zeitungsblatt.

So geht es weiter zur Freude des Züchters. Er wird einen gehäuften Eßlöffel Hornmehl in eine Flasche tun und Wasser darauf gießen, etwa dreiviertel voll bei einer Weinflasche. Von diesem Dungwasser kann jetzt immer etwas in das Gießwasser kommen. Das hilft gewaltig. Je mehr die Sonne höher steigt, haben die Pflanzen Bedürfnis nach Außenluft. Jetzt kommt an warmen Tagen die Klappe etwas auf, d. h. sie wird ins erste Loch eingestellt. So immer weiter. Dann bekommen die Pflanzen bald ein stämmiges, strammes Wachstum, können noch einmal verpflanzt werden in 10—12-Zentimetertöpfe und werden gegen den 10.—12. Mai in 1 Meter Abstand ausgepflanzt. Jede Pflanze erhält einen Stab und etwas unter die Beine", wie der Gärtner sagt, also in die Grube etwas gut verrotteten Kuhdung oder Kompost oder, wenn es nicht anders geht, etwas fettere Gartenerde mit einer Handvoll Hornmehl oder Hornspänen, gut verteilt. Ich wette, alle Pflanzen, wenn sie gut abgehärtet wurden, d. h. schon vorher durch das weitgeöffnete Fenster an die Außenluft gewöhnt wurden, stehen am nächsten Tage so prall und gesund da, daß man glauben möchte, sie seien an Ort und Stelle erzogen. Die ersten Blüten bringen sie schon mit vom Boden. Das ist eine Freude, denn im Juni, schon an den letzten Maitagen sehr oft, fangen die Früchte an zu reifen.

Die Seitentriebe werden später über dem zweiten oder dritten Blütenstand entfernt. Ungünstig stehende Schosse ganz entfernt. In dieser Weise auch der Gipfeltrieb gekappt.

Das ist gewiß nicht schwer, und wenn recht viele Gartenbesitzer und Inhaber von Schrebergärten sich die Anzucht angelegen sein lassen, haben wir mehr Tomaten, als wir nötig haben werden. Bor allen Dingen aber: gute schmackhafte Tomaten, die wir mit Stolz deutsche nennen.

Für Spättomaten kann im Mai, in letzter Falle gleich im Freien, noch eine Aussaat vorgenommen werden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191604304/fragment/0002